

VON JULIA HUBER

Nachdem ihr Mann gestorben war, ging für Yasmin Jakob ein neuer Lebensabschnitt los. Einer ohne Streit, ohne Druck, ohne Wo-warst-du-solang. Ein Neuanfang mit Ende 50. Sie hat die Möbel umgestellt, hat umdekoriert. An der Wand hängen nur noch Fotos von ihren Kindern und Enkeln. Von ihrem Mann ist kein Foto mehr da. Yasmin Jakob sagt, sie will nicht öfter als nötig an ihn erinnert werden. Die Erinnerung kommt ohnehin.

Ein Vormittag in München. Yasmin Jakob hat Käsekuchen gekauft und Kaffee in Pappbecher gegossen, damit sie später nicht abspülen muss. Sie kann jetzt tun und lassen, was sie will. In der Ecke des Wohnzimmers hat sie sich ein Büro eingerichtet. Hier steht der Laptop mit der pink blinkenden Maus. Hier schreibt, plant, organisiert sie. Yasmin Jakob hat sich vorgenommen, ihre Geschichte zu erzählen. Sie hat ein Buch geschrieben, es heißt „Schrei in die Welt“. Es handelt von Drohungen, Gewalt, Zwangsheirat. Von ihrem Leben.

146 Menschen meldeten sich 2020 bei der Fachstelle „Zwangsheirat“ einer Münchner Einrichtung

Die Organisation „Care“ geht davon aus, dass weltweit täglich mehr als 39 000 Frauen und Mädchen gegen ihren Willen zu einer Hochzeit gezwungen werden. Alle zwei Sekunden eine Frau. Wie viele Zwangsehen es in Deutschland gibt, lässt sich kaum sagen. Um eine Zahl zu erheben, müsste man alle Ehepaare fragen, ob sie freiwillig geheiratet haben – und logischerweise fänden sehr viele diese Frage beleidigend oder diskriminierend. Eine bundesweite Studie wertete aus, dass sich 3443 Menschen im Jahr 2008 bei Beratungs- und Schutzeinrichtungen zum Thema Zwangsheirat gemeldet haben. In München bei „Wüstenrose“, einer Einrichtung der „Initiative für Münchner Mädchen“, waren es vergangenes Jahr 146 Menschen, die sich wegen „Zwangsverheiratung“, „Gewalt im Namen der Ehre“ und „Verschleppung“ meldeten. Die Dunkelziffer ist sehr hoch. Oft sagen die Frauen, die bei Hilfstelefonen anrufen, dass schon ihre Mütter, Geschwister, Cousinen gegen ihren Willen verheiratet wurden.

Auch bei Yasmin Jakob war es so. Sie wurde als viertes von 17 Kindern in einem Ort nahe der afghanischen Hauptstadt Kabul geboren. Ihre große Schwester war noch im Bauch ihrer Mutter, da war schon klar, wen sie heiraten würde. Ihre jüngere Schwester beging Selbstmord, als eine Ehe arrangiert werden sollte. Das schreibt Yasmin Jakob in ihrem Buch. Als Jakob etwa zwölf Jahre alt war, suchte ihr Onkel einen Mann für sie aus, der mindestens 20 Jahre älter war als sie. Sie schreibt: „Dieser Mann liebte bis zu seinem Tod im Frühjahr 2016 ein Fremder für mich, dabei waren wir über vierzig Jahre miteinander verheiratet und haben zusammengelebt, wir flüchteten gemeinsam nach Deutschland und kauften uns in München eine Wohnung. Doch es hat sich nichts daran geändert: Ich habe diesen Mann nie geliebt.“

In ihrem Buch beschreibt sie ihn als „hässlich“ und „groß“. Sie schreibt von Vergewaltigungen. Ihr ganzes Leben lang habe sie sich eingesperrt gefühlt. Sie hat oft darüber nachgedacht, sich von ihm zu trennen. Doch da waren die Drohungen der Schwiegerfamilie. Die Sorge um den Ruf: eine Frau ohne ihren Mann, wie schaut das denn aus? Später brachte sie zwei Kinder zur Welt – sie sollten nicht ohne ihren Vater aufwachsen. Und da war immer diese Angst, dass jemand sie umbringen könnte. Vielleicht Taliban, vielleicht andere Fanatiker, wer weiß. Diese Angst ist der Grund, warum sie sich für ihr Buch den Namen Yasmin Jakob ausgesucht hat, obwohl sie anders heißt.

Der Druck, die Drohszenarien. Bei Hilfstellen kennen sie das gut. In der Berliner Kriseneinrichtung „Papatya“ können Frauen Übergangsweise unterkommen, die von Zwangsheirat bedroht oder betroffen sind. Einer der ersten Schritte ist dort immer: Handy aus, SIM-Karte raus. Denn es kom-



Beruflich arbeitet Yasmin Jakob in einer Kantine. In ihrer Freizeit hat sie eine Schule für afghanische Geflüchtete gegründet.

FOTO: ALESSANDRA SCHELLNEGER

Terror im Kleinen

Sie war fast noch ein Kind, als Yasmin Jakob gezwungen wurde, einen Mann zu heiraten, den sie nicht wollte. Mehr als 40 Jahre blieb sie mit ihm zusammen, bis er starb. Heute hilft sie afghanischen Frauen in München

me vor, dass die Frauen von ihren Familien geortet werden, sagt eine „Papatya“-Mitarbeiterin. Oder sie bekämen Nachrichten geschickt: „Mama steht aufm Balkon und springt, wenn du nicht kommst.“ Eine Frau, deren Handy ausgeschaltet war, bekam Centbeträge auf ihr Konto überwiesen, Verwendungszweck: „Mutter stirbt, komm nach Hause.“

In Frauenhäusern heißt es, es brauche im Schnitt sieben Anläufe, bis eine Frau eine gewaltvolle Beziehung verlässt. Unabhängig davon, wie sie sozialisiert ist. „Der Hauptgrund, dass man sich nicht trennen kann, ist der Preis, den man dann zu zahlen hat“, sagt die „Papatya“-Mitarbeiterin. „Die mögliche Gefährdung, mit der man leben muss. Die mögliche Entfremdung von der eigenen Familie.“

Im Jahr 1982 flohen Yasmin Jakob und ihr Mann vor dem Krieg in Afghanistan. Erst landeten sie in Frankfurt, dann in einer Unterkunft in Göttingen, schließlich in München. Yasmin Jakob bemühte sich, schnell Deutsch zu lernen. Viele afghanische Frauen sind Alphabetinnen. Oft liegt das daran, dass sie früh verheiratet werden und nach der Hochzeit nicht mehr zur Schule gehen. Yasmin Jakob aber hatte auch nach ihrer Hochzeit in Afghanistan noch eine Schule und später eine Universität besucht. In Deutschland beschloss sie, anderen zu helfen. Sie ging zum Münchner Selbsthilfezentrum und gründete die Gruppe „Aryana – Afghanische-deutsche Initiative für Kinder, Jugendliche und Frauen“, an die sie die „Aryana Schule“ anband.

Am Wochenende gab Yasmin Jakob Unterricht. Deutsch, Paschtu und Persisch, sie schrieb die Schulbücher selbst. Unter der Woche arbeitete sie, aber nach Feier-

abend ging sie oft mit afghanischen Frauen zum Arzt oder zum Amt, half beim Übersetzen. Manchmal unterhielten sie sich über ihre Ehemänner, denn Yasmin Jakob war nicht die Einzige, die in ihrer Ehe unglücklich war. Sie sagte ihnen, dass es die Frauenhilfe München gebe, außerdem das Selbsthilfeprojekt Kofra und Frauenhäuser. Sie habe ihnen angeboten, mit zur Polizei oder zum Sozialamt zu kommen, um zu übersetzen. Keine hat ihr Angebot angenommen. Vielleicht sind sie ja mit einer anderen Übersetzerin zur Polizei gegangen, denkt Yasmin Jakob manchmal.

Manchmal bildet sie sich ein, ihr Mann wäre da, seine Hand an ihrem Genick

Unterdessen versuchte sie, ihrem Mann in der Drei-Zimmer-Wohnung aus dem Weg zu gehen. Sie schliefen in unterschiedlichen Zimmern. Eine Zeit lang arbeitete er nachts, fuhr Taxi. Sie fing damals den Job an, den sie seit über 25 Jahren macht. Sie richtet Salatteller in der Kantine einer Bank an. Tagsüber. So sahen sie sich kaum. Wenn ihre Kinder an früher denken, erzählen sie trotzdem vom ständigen Streit, sagt Yasmin Jakob. Wenn sie selbst an früher denkt, spricht sie von Traurigkeit.

Bei der Münchner Einrichtung „Wüstenrose“ melden sich Hunderte Frauen in ähnlichen Situationen wie Yasmin Jakob. Die unglücklich verheiratet sind, und sich trotzdem nicht trennen. Eine „Wüstenrose“-Mitarbeiterin sagt, viele der Frauen seien in großen Familien aufgewachsen, ihnen falle es oft schwer, sich einen Haushalt allein vorzustellen. Manche schlafen als Er-

wachsene erstmals alleine in einem Zimmer. Andere sagen: „Ich kann nicht alleine leben, da vereinsame ich ja total.“ Überhaupt die Vorstellung, geschieden zu sein. Da spiele wieder der Druck vieler Familien mit hinein. Manche würden sagen: Du bist jetzt Single, wir suchen dir den Nächsten. Andere Familien sehen ihren Ruf ruiniert, wenn eine Tochter geschieden ist.

Yasmin Jakob geht nur selten in das Zimmer, in dem ihr Mann früher geschlafen hat. „Ich hab Angst vor diesem Zimmer“, sagt sie. Es ist jetzt fünf Jahre her, dass ihr Mann dort einen Schlaganfall hatte und gestorben ist. Sie lässt immer die Tür zum Zimmer auf, damit sie sehen kann, dass es leer ist, sagt sie. Aber manchmal, wenn sie nachts ins Bad geht, bildet sie sich trotzdem noch ein, ihr Mann komme gleich und packe sie hinten am Genick.

Sie geht zur Therapie deswegen. „Es ist schon besser geworden“, sagt sie. Sie hat das Zimmer widergeräumt, hat eine Spieldecke für ihre Enkel eingerichtet. Außerdem hat sie Topfpflanzen ins Zimmer gestellt, die sie regelmäßig gießen muss.

Im ersten Jahr nach seinem Tod wusste sie nicht, wie sie sich fühlen sollte. Natürlich war sie traurig, sagt sie, immerhin waren es 40 Jahre. Yasmin Jakob schlief zu wenig, ging mit Kopfweh zur Arbeit. Aber wenn sie heimkam, war da Ruhe. Keiner, der schimpfte oder ihr Vorwürfe machte. Keiner, dem sie was kochen musste. Ihre Kinder waren ja längst aus dem Haus.

Sie hat seitdem noch mehr Zeit in ihre Ehrenämter gesteckt. Sie begleitete afghanische Frauen weiter zum Amt, traf sie zur „Aryana“-Gruppe, unterrichtete in der Gemeinschaftsunterkunft in der Bayernkaserne, engagierte sich im Münchner Verein

„Morgen“ und bei „Bellevue di Monaco“. Und nebenher arbeitete sie an ihrem Buch. Dabei half ihr Ina Plambeck vom Münchner Selbsthilfezentrum, die den Verlag „AG SPAK Bücher“ fand und ein Crowdfunding organisierte. Ina Plambeck sagt über Yasmin Jakob: „Sie ist ein sehr selbstbewusster Mensch. Das hab ich immer total bewundert. Sie hat diese absolute Energie, diese Präsenz.“

Inzwischen ist ihr Buch veröffentlicht. Sie hat darin geschrieben, dass sie es falsch findet, wenn Männer ihre Frauen unterdrücken, vom „Terror im Kleinen“. Yasmin Jakob hat noch immer Angst, dass jemand sie töten könnte. Wenn sie zur U-Bahn geht, sieht sie sich jeden, der ihr entgegenkommt, genau an. Sie muss oft daran denken, wie der Lehrer Samuel Paty in Frankreich auf der Straße getötet wurde. Wenn sie in der U-Bahn sitzt, zählt sie, wie viele Menschen mit ihr sterben würden, wenn jetzt ein Attentäter käme. Und wenn sie „Olympia-Einkaufszentrum“ auf der U-Bahn-Anzeige liest, muss sie an den rechtsradikalen Anschlag vor fünf Jahren denken, bei dem zehn Menschen starben.

Sie versucht, diese Gedanken wegzuschreiben, einen Alltag hinzubekommen. Sie arbeitet noch immer in der Kantine, richtet Salatteller an, seit Corona in To-Go-Schalen. Sie kennt die perfekte Anordnung aus Karotte, Gurke, Tomate – es kommt auf die Farben an.

Wenn sie unterwegs ist, trägt Yasmin Jakob einen Ring, der wie ein Ehering aussieht, aber keiner ist. „Dann hab ich Ruhe vor den Männern“, sagt sie. „Einer reicht.“ Ihren richtigen Ehering hat sie schon kurz nach der Hochzeit weggeschmissen. Sie wollte ihn ja nie.

Hoffnung auf baldiges Leben im Haus

Martin Ecker ist neuer Managementdirektor der Münchner Volkshochschule. Er kümmert sich um Finanzen, plant den Umzug – und blickt gelegentlich in die Sterne

München – Leere Gänge, stille Seminarräume, verwaiste Büros – es sei schon ein seltsames Gefühl, wenn er derzeit seinen Arbeitsplatz im ersten Stock des Gasteig aufsuche, sagt Martin Ecker. Seit vergangenen November ist der 53-Jährige Managementdirektor der Münchner Volkshochschule, der größten kommunalen Bildungseinrichtung Deutschlands. Gemeinsam mit Programmdirektorin Susanne May bildet er die Geschäftsführung, verantwortet vor allem die Bereiche Finanzen, Controlling, Personal sowie IT- und Standortentwicklung. Nach Amtsantritt habe er noch etwa drei Wochen lang das Haus bei eingeschränktem Betrieb erlebt, „dann war Schluss mit der Präsenz“, sagt Ecker beim Gespräch ab Abstand in seinem Büro.

Trotzdem radelt er täglich ins Büro, „auch wenn die Mitarbeiter alle im Home-Office sind und die Teilnahme an unseren Kursen und Veranstaltungen nur online möglich ist“, sagt Ecker. Er kennt das Haus auch ganz anders, „mit Gewusel in den Gängen, Licht in den Seminarräumen noch abends, einer lebendigen Gastronomie und Geräuschen aus den Werkstätten“. Seit er als Nachfolger für seine jetzige Position im Gespräch war, habe er sich mit dem Haus vertraut gemacht. So weit war der Weg auch nicht aus Nürnberg, wo er zuletzt als Direktor des Bildungszentrums der Stadt tätig war. Und mit den Herausforderungen durch die Pandemie hatte er dort ja auch schon zu kämpfen. Das Ange-



Martin Ecker hätte gern bald wieder viele Präsenzveranstaltungen in der Volkshochschule. FOTO: BENEDIKT FEITEN/GASTEIG MÜNCHEN

bot der Volkshochschulen wurde von Präsenz- auf Hybrid- und dann auf reine Digitalangebote umgestellt.

Berlin, Potsdam, Frankfurt, und dazwischen immer wieder München, wo seine Frau arbeitet – der promovierte Theaterwissenschaftler hat eine bemerkenswerte Bandbreite an beruflichen Erfahrungen. An den städtischen Bühnen in Regensburg und an den Berliner Kammerspielen war er zunächst als Regieassistent und Abend-

spielleiter tätig, dann kam ein Masterabschluss in der Erwachsenenbildung hinzu. Er arbeitete als Dozent, Berater und Lektor für Deutsch als Fremdsprache, war zehn Jahre lang Pädagogischer Leiter der inlingua Sprachschule München.

Seit Anfang dieser Woche kann die Volkshochschule nun zumindest einige Bereiche wieder in Präsenz durchführen. „Das betrifft vor allem die öffentlich geförderten Kurse. Analog zu den Schulen bieten wir im Wechselunterricht unsere Integrations-, die Berufssprach- und die Schulabschlusskurse an“, sagt Ecker. „Ich hoffe, dass spätestens nach den Osterferien wieder mehr in Präsenz stattfinden kann.“ Die Teilnahme an den Digitalangeboten werde unterschiedlich angenommen. Es gab Veranstaltungen, wie die mit dem Physiker Harald Lesch, die mehr Teilnehmer verzeichneten als früher in Präsenz möglich gewesen wären. „Da gingen die Zuhörer in die Hunderte“, sagt Ecker. Auf der anderen Seite gebe es Teilnehmer, die nach einigen Online-Sitzungen sagten: „Das ist kein Format für mich, gebt mir Bescheid, wenn es wieder richtig losgeht.“ Gerade für Senioren biete die VHS deshalb mehr Beratung an, das geht von der Online-Anmeldung bis zum Einschalten des Mikrofons. Manche seien umgekehrt auch froh, dass sie für ihren VHS-Kurs nicht aus dem Haus gehen müssen.

Als Managementdirektor muss Ecker auf die Wirtschaftlichkeit achten – die

Volkshochschule ist eine GmbH und eine Tochtergesellschaft der Stadt München – und das Schicksal nicht nur der über 400 festangestellten Beschäftigten, sondern auch der rund 3 000 freiberuflichen Dozentinnen und Dozenten im Auge behalten. „Wir brauchen sie ja alle wieder, sobald das komplette Programm wieder starten kann“, sagt Ecker.

Dem Umzug in das Interimsquartier sieht er optimistisch entgegen: „Wir gehen davon aus, dass unsere Kurse bis Ende Februar 2022 im Gasteig, und ab 1. März dann reibungslos in Sendling weitergeführt werden können“, sagt er. Er selbst hat auch Kurse gebucht. „Seit ich in Nürnberg regelmäßig das Planetarium besucht habe,

fasziniert mich der Sternenhimmel. In München nehme ich gerade an einem Astronomie-Kurs teil.“ Auch von der Vortragsreihe in Zusammenarbeit mit der Technischen Universität München zur Pandemie-Forschung ist er angetan. Dort erklärt der Virologe Dieter Hoffmann „das verflixte Coronavirus“. „Genau das ist unser Anspruch: Die schier unendliche Menge an Informationen zu erklären und den Menschen zu helfen, diese einzuordnen.“ Seine Wünsche für die Zukunft? „Dass das Haus wieder lebendig wird“, sagt Ecker. Das gelte für die ganze Stadt: Er freue sich sehr darauf, wieder die Kammerspiele, das Volkstheater und die Opera besuchen zu können. BARBARA HORDYCH

Schwerpunkt Digitalisierung

Die Formel „Fahren auf Sicht“ gilt auch für das Programm Frühjahr/Sommer der Münchner Volkshochschule, das am 1. März startet. Auf der Webseite www.mvhs.de/online finden sich aktuell rund 600 reine Online-Kurse und Online-Vorträge, für die man sich jederzeit online anmelden kann. Unter dem Motto „Heute hier, morgen dort“ beginnt ein Teil der Kurse jetzt in Corona-Zeiten online und wechselt in den Präsenzmodus, sobald Unterricht vor Ort wieder möglich ist: www.mvhs.de/zeitweise-online. Je nach Möglichkeit sind Outdoor-Angebote und ein

spezielles Osterferien-Programm geplant. Unter dem Stichwort „Upgrade“ sind die über 9000 Kurse der MVHS in einer eigenen App zu finden. Die MVHS-App für Smartphones und Tablets empfiehlt Kurse nach persönlichen Interessen, lässt gezielt nach Lieblings-Dozierenden oder Lernorten suchen und vereinfacht das Buchen und Umbuchen. Der brisante Programmschwerpunkt „Connected. Leben in Digitalen Welten“, der Chancen und Zumutungen der Digitalisierung diskutiert, wird mit rund 450 Veranstaltungen bis September fortgesetzt. BV

Gemeinsam Großes schaffen

Geiger Werner Grobholz ist tot

Wenn je ein Name im Widerspruch zu Begabung und Wesen seines Trägers gestanden hat, dann der des Geigers und Musikers Werner Grobholz, der 1942 in München geboren wurde. Grobholz verkörperte in Erscheinung und Violinspiel und erst recht im Gespräch exemplarisch das münchenerische Freundschaftliche und Sanfte, ohne es dabei an Kontur und Statur fehlen zu lassen. Wenn er als Solist auf dem Podium stand, ließ Grobholz keinen Zweifel daran, dass es beim Musizieren in jedem Fall, und seien es der heiterste Ländler und der eleganteste Walzer, um Qualität der Ausführung und damit um die Wahrheit der Musik ging. Von außen gesehen erinnerte Werner Grobholz mit seinem lockigen Wuschelkopf und der randlosen Brille ein wenig an Franz Schubert: in dieser Mischung aus Leutseligkeit und künstlerischem Ernst, physischer Rundlichkeit und dann Präzision des Violinspiels, dem jegliche unschöne Schärfe oder hässliche Härte abging.

Früh zeigte sich die Begabung, weshalb schon der Zwölfjährige zur Musikhochschule nach Detmold geschickt wurde. Dort studierte Grobholz bei Werner Heutling, Max Strub und Wilhelm Isselmann, später in München bei Otto Büchner. Dann ging es als Konzertmeister des Münchner Kammerorchesters unter Hans Stadlmair in die Welt. Doch 1966 kam er ans erste Pult der Münchner Philharmoniker. Als Rudolf Kempe Fritz Rieger als Generalmusikdirektor ablöste, wurde Werner Grobholz Erster Konzertmeister und begeisterte Publikum, Kollegen und den wortkargen sächsischen Meister Kempe mit höchst engagiertem Spiel, glänzenden Soli und auch als großartiger Solist etwa in Max Bruchs 1. Violinkonzert. Daneben spielte er im Quartett seines Konzertmeisterkollegen von der Staatsoper, Ingo Sinnhofer, trat mit der Academy of St. Martin in the Fields auf, leitete vom Pult aus die Münchner Kammerolisten, gründete 1979 das Alvarez-Klavierquartett oder musizierte im Consortium Classicum.

Grobholz war frei von jeglichem Stargetue, aber seine unangestregte Bescheidenheit war von unverkennbarem Musikerstolz geprägt. Es gibt manche Orchester, bei denen man den Eindruck gewinnen kann, dort spielten lauter verhinderte Solisten. Das mag dann glänzend, laut und präsent klingen, ganz nach Sergiu Celibidaches Bonmot: „Wenn hundert Mann wie die Teufel spielen, macht das natürlich Eindruck. Aber ob es etwas mit Musik zu tun hat, ist eine ganz andere Frage!“

Werner Grobholz kam nie in Verdacht, für sich glänzen zu wollen. Er verstand Musizieren immer symphonisch im Sinne des Miteinanders. Es war daher ein Glücksfall, als Celibidache Generalmusikdirektor der Münchner Philharmoniker wurde und dort auf einen Konzertmeister traf, dem „Cecis“ Überzeugungen selbstverständlich waren. Grobholz' Kunst und sein Vertrauen in die Musiker ergriffen auch den Maestro. So brachten die 17 Jahre



Werner Grobholz, ehemaliger Konzertmeister der Münchner Philharmoniker. FOTO: KIMBERLEY GROBHOLOZ/JOH

mit Celibidache nicht nur den Philharmonikern Weltruhm, sondern das Orchester spielte auch ganz im Sinne seines Konzertmeisters: aufeinander hörend, immer das symphonische Ganze im Sinn. Es war berührend zu sehen, wenn sich Celi und Grobholz nicht nur die Hand schüttelten am Ende eines Konzerts, sondern sich anstrahlten, weil sie in gemeinsamem Geist Musik im Augenblick erschaffen hatten.

Neben dem Musizieren war Werner Grobholz ins Autofahren vernarrt und schätzte überhaupt jegliche Form elektronischen Fortschritts. Wer mit ihm auf Konzertreise in Japan war, kann erzählen, mit welchem Vergnügen Grobholz nach den neuesten Errungenschaften in Fotografie, Telefonie und Tonaufzeichnung in Tokio suchte und spitzbübisch lachte, wenn er einen tollen Fund gemacht hatte. Auch liebte er Geselligkeit, Essen und Trinken. Mit ihm ist eine prägende Persönlichkeit nicht nur des musikalischen Münchens, sondern des Musiklebens überhaupt gegangen. Werner Grobholz ist am 16. Februar im Alter von 79 Jahren in München gestorben. HARALD EGGBRECHT